

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 39 (1959-1960)
Heft: 12

Artikel: "Zeitgeist und Bernergeist" und "Martin Salander"
Autor: Marti, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-161007>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«ZEITGEIST UND BERNERGEIST» UND «MARTIN SALANDER»

VON PAUL MARTI

Würdigung und Kritik Gotthelfs durch den jungen Keller

Gottfried Keller setzte sich während seines Aufenthaltes in Deutschland in vier großen Aufsätzen mit Gotthelf auseinander, und er fügte der letzten Besprechung, die dem «Schuldenbauer» galt, eine durch die Nachricht vom Tode Gotthelfs veranlaßte schöne Würdigung des Berners bei, in der er bekannte, daß Gotthelf «ohne alle Ausnahme das größte epische Talent war, welches seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit lebte». Aber auch diese Würdigung durch den damals 36jährigen Keller, der eben in Berlin den letzten Teil des «Grünen Heinrichs» vollendete, bleibt bei den Vorbehalten, die schon in der Heidelbergerzeit in der Besprechung des «Uli» erhoben wurden: Die «religiöse Weltanschauung des Verstorbenen» und nicht etwa «ein unglückseliger Zynismus» oder etwas ähnliches sei schuld an dem «herben puritanischen Barbarismus, welcher die Klarheit und Handlichkeit geläuterter Schönheit verwarf».

Keller erkannte frühzeitig Wesentliches an Gotthelfs Größe. Hingegen werden viele, denen Gotthelf erst als religiöser Prophet und Kritiker des «Zeitgeistes» seine höchste Entfaltung erreicht zu haben scheint, urteilen, Keller habe das Sensorium für das Eigentliche an seinem großen Landsmann gefehlt. — In der Tat stehen besonders in den Ausführungen über den «Zeitgeist» kaum zu überbietende negative Urteile über Gotthelf: er setze den Krieg gegen die schweizerischen Radikalen «mit alter Energie auf dem alten Boden. . . des moralischen Schlechtmachens fort»; er mahnt ihn, sein Pfund nicht zu vergraben durch Mangel an Selbstbeherrschung; man könne als Gebildeter an «wilden Produkten» nur «ein pathologisches Interesse nehmen». Er nennt den «Zeitgeist» ein Partei-manifest, «voll von förmlichen Entstellungen, ohne die nötige Achtung des Gegners, die dem Vorgebrachten erst Ernst verleihen». Seitdem Gotthelf Rechtlichkeit und Weisheit, Ehre und Wohlgesittetheit nur einer Partei vindiziert habe und auf der andern Seite nur Ehrlosigkeit, Schelmerei und Narrheit sehe, habe er «den Boden unter den Füßen verloren» und liefere «leidenschaftlich-wüste, inhalt- und formlose, stümperhafte Produkte». «Denn ohne ein Maß von Weisheit und Gerechtigkeit gibt es keine Kunst.»

Durchaus gibt zwar Keller in der Besprechung des «Zeitgeistes» zu, daß die Radikalen grobe Fehler begangen hatten. Er spricht sie so wenig von ausgebildetster Demagogie frei, als die «konservativ gewordenen Volksführer, die in Ermangelung eines reellen Bandes zwischen den ehe-

maligen liberalen Magnaten und den eigentlichen Aristokraten» in «widerlicher» Weise «Religion und Sittlichkeit zu ihrem Schibboleth» gemacht hätten. Den Spieß umkehrend findet Keller den Titel «Zeitgeist und Bernergeist» erst richtig interpretiert, wenn man im Zeitgeist die Forderung nach möglichster Beseitigung drückender und unnatürlicher Zustände und Sicherstellung vor religiösem Terrorismus sieht; hingegen sei es nun derselbe Bernergeist, der diese Forderung ins Plumpe und Ungeheuerliche ausarten ließ, wie der Geist, der ehemals Bauernsöhne zum Vergnügen halbe Dorfschaften lahmschlagen ließ, wovon Gotthelf mit wohlgefälligem Stolz zu erzählen wisse. Darum sei es nicht angängig, den Radikalismus, der im Kanton Bern einige Jahre regierte, für alle Skandale, die privat und öffentlich verübt wurden, verantwortlich zu machen. Natürlich gebe es von Haus aus liederliche radikale und liberale Politiker, doch finde man solche Leute in allen Lagern, und die konservative Spezialität des betrunkenen Heulmeiers, der hinter dem Schnapsglas die Religion für gefährdet erkläre, sei auch keine anmutige Erscheinung. — Entschieden widerspricht Keller dem Gebrauch des Wortes «Gottesleugner» für die liberale Weltanschauung; er nennt das «unsinnig und boshaft», und er sieht hier das moralische Scheiterhäufchen brennen, das von pfäffischen Geistern für Andersgläubige entzündet wird, weil die Kirche nicht mehr ein Mehreres tun kann. Ungern sieht Keller «die so schöne und ursprüngliche Fähigkeit Gotthelfs» abscheiden auf dem Acker deutscher Gestaltungskraft, auf der zur Zeit Unfruchtbarkeit und Öde herrsche.

Es ist heute weithin üblich, Keller wegen solcher Absage überhaupt das Verständnis für Gotthelf abzusprechen. Zum mindesten aber bedauert man, Keller habe Gotthelf doch in diesem Punkte mißverstanden. So sieht der um Gotthelf so hochverdiente Rudolf Hunziker es als das Verdienst Murets an, Kellers befangene Kritik ins richtige Licht gesetzt zu haben, und er deutet die Gotthelfbesprechung des Jüngern sogar als Symptom des ewig aufbrechenden Generationenkonflikts: «Wir brauchen nur auf ‚Martin Salander‘ hinzuweisen, um uns zu erinnern, daß im Laufe der Jahre auch Kellers Standpunkt sich wandelte und demjenigen Gotthelfs sich näherte.»

In diesem Falle aber hätte nicht nur Keller seinen Gotthelf mißverstanden, weil «Zeitgeist und Bernergeist» bei seinem Erscheinen sozusagen durchweg diesen Eindruck machte. Und zwar auch bei aufrichtigen Freunden des Dichters! Der ihn bewundernde Verleger Springer schrieb ihm (21. Nov. 1851): «Das Buch ist fast eine reine Parteischrift»; für ihn wurde — und er meint aus diesem Grunde — die Herausgabe zu einem kostspieligen Defizitgeschäft. Johann Ludwig Lindt, der Gotthelfs politischen Standpunkt teilt, schrieb ihm (12. Dezember 1851): «Ich muß mich mit Dir ganz einverstanden erklären, wenn Du in einer Schrift, deren politische Tendenz schon auf dem Titel angekündigt ist, mit allen

Waffen, die Du in Deinem Tintenfaß auftreiben kannst, gegen den Radikalismus zu Felde ziehst.» Ähnliche Anerkennung spendet ihm Abr. Em. Fröhlich: Er findet «in dem Hans Tausende der verführten Söhne dargestellt» (15. Jan. 1852). Der treue und liebenswürdige Amtsrichter Burkhalter hält Gotthelfs Schilderung «für ziemlich getreu» und fügt bei, durchaus im Sinne Gotthelfs, sehr viele Radikale würden erschrecken, «wenn sie wüßten, was ihre Führer für Tendenzen im Hintergrund haben» (21. Jan. 1852).

Diese Zustimmenden haben bezeugt, daß nicht alle Radikalen das eigentliche antichristliche und alle Sittlichkeit zersetzende Wesen des «radikalen Systems» einsähen und nur in naiver Gutgläubigkeit dieser Dämonie dienten. Aber Keller kann als Chorführer einer Mehrheit angesehen werden, die den «Zeitgeist» als politisches Manifest, das wesentlich nur die Berner angehe, und als unerfreuliche Entgleisung eines hochbegabten Talentes verurteilt.

Es ist doch gewagt, mit einer Reihe neuerer Gotthelfinterpreten anzunehmen, seine Zeit habe den Dichter nicht verstehen können, und erst nach hundert Jahren beginne man seine Größe zu erfassen. Denn der durchgehend eindeutige Ton des Romans legt dann die Vermutung nahe, Gotthelf habe sich selber auch nicht voll verstanden, nicht bloß die Zeit, in der er kämpfte, sei ihm unfaßbar abgründig vorgekommen.

Gotthelfs «Zeitgeist» als Protest gegen den antichristlichen Radikalismus

Allein Gotthelf sagt im Vorwort seines Werkes mit aller wünschenswerten Deutlichkeit, warum er es schrieb. Nach seiner Aussage ist im Kanton Bern die christliche Freiheit bloß während des Freischarenregiments 1846—1850 beschränkt worden. Mit dürren Worten beschuldigt er den Radikalismus, er rede zwar auch von Freiheit, aber er kenne nur die Freiheit des Fleisches, wie sie in Galater 5, 13—21 als die Gegenmacht gegen die christliche Freiheit dargestellt ist. Diese Freiheit des Fleisches bedroht jetzt «Gott, das Vaterland, das christliche Haus und die Zukunft der Unmündigen»; für sie, ja schließlich allein für Gott tritt er wie ein eifernder Elia in die Schranken.

Den Feind nennt er einmal die «Propaganda», dann «Radikalismus oder die radikale Politik»; als hervorragender Exponent wird der Zürcher Bürgermeister Escher genannt. Es werde mit Lüge und Verleumdung gefochten, auf Verrat und Feigheit werde die Hoffnung gesetzt. Dabei handle es sich um eine europäische Landplage, die freilich gerade im Bernbiet besonders verwüstend in alle Lebensverhältnisse eindringe, Familien verderbe und alle christlichen Elemente zersetze. Radikalismus ist für ihn eine «eigene Lebens- und Weltanschauung», getragen von einer Sekte, deren verlogene Parole «Fortschritt und Freiheit» heißt. Tatsächlich aber propagieren diese Sektierer nur Streit und Unfreiheit.

Deshalb fühlt sich Gotthelf vom christlichen Gewissen aufgerufen, dem Volk über die Natur dieser Sekte die Augen zu öffnen.

Einschränkend gibt Gotthelf zu, es gebe gewiß auch «redliche Radikale»; das sind die Mitläufer, die in die eigentlichen Zwecke der Bewegung nicht eingeweiht sind. Mit diesen Verführten hofft er eines Tages in einem Lager zu stehen, wenn das Gottesgericht über die propagandistische Bande einbricht und ihre bodenlose Schlechtigkeit offenbar geworden ist.

In diese düstere Welt wird nun die Geschichte zweier Häuser eingetragen, das des wackern, frommen Benz auf der Ankenballe und des vom radikalen Ungeist ergriffenen Hans auf dem Hunghafen. In eindrucksvoller Schwarz-Weiß-Technik werden die beiden durch verwandtschaftliche und freundschaftliche Bande zusammengehaltenen Häuser als Hort des christlichen Bernergeistes und als Opfer des zerstörerischen Radikalismus dargestellt. Um den gefährdeten Hunghafen, den alten und jungen Hans, tummeln und agieren einzeln und hordenweise Vertreter des gottlosen Zeitgeistes, vom Regierungsstatthalter und Gerichtspräsidenten bis zu gewissenlosen Juristen, Agenten, Gemeindebehörden, Wirten, Sekundarlehrern, großmäuligen und versoffenen Vertretern der Bernermiliz, mitlaufendem Volk aus allen Ständen, Holzhändler und Spekulanten, die alle das Gift der falschen Freiheit genießen, das von oben her über sie gebracht wird.

Es ist eine der Zeiten, da anfallsweise über ganze Völker ein Rausch, ein Wahnsinn fällt, der den Einzelnen zum Mörder, Dieb, Verbrecher macht und ganze Generationen sittlich und leiblich zugrunde richtet. In Schulen, hohen und niedern, in Ratssälen und Kneipen wird von einer höllischen Drachenbrut, die jetzt auf den Stühlen der Macht sitzt, das Heilige, das ein Volk erhält, besudelt, verleumdet und zertreten.

Besonders angriffig zeigt sich Gotthelf gegen den «Rechtsstaat», der an Stelle des christlichen Staates gesetzt werden soll. Darunter aber könne, sagt Gotthelf, einer, der die Dinge sieht, wie sie sind, nicht einen Staat verstehen, in dem Recht und Gerechtigkeit gedeihen; es ist der Staat, in dem das Recht verdorren muß, weil es von seiner Wurzel, dem christlichen Glauben abgeschnitten ist. So sitzen jetzt Buben auf den Richterstühlen. Recht und Unrecht werden von schamlosen und zum Meineid verführenden radikalen Fürsprechern und Agenten ins Gegenteil verdreht. Der gefräßige Rechtsstaat erweitert zum Verderben des Volkes seine Gewalt über Gemeinden und Korporationen, ja bis zu den Vermögensverhältnissen der Familien. Er dringt verwüstend ein ins Denken, Wissen und Empfinden der Menschen. Er setzt sich an Gottes Stelle, «wenn er auch noch den Titel nicht annahm».

Noch trägt christliches Denken und Fühlen das Bestehende, und die Kirche ist die eigentliche Vertreterin des Bernergeistes. Der Radikalismus bekämpft sie mit allen Mitteln der Lüge und Verleumdung; aber er

schwankt, wenn er ihre Stellung zum Staat neu gesetzlich ordnen will. Bald will er sie vom allmächtig werdenden Staate abtrennen, damit sie schutzlos verderbe; bald wird gegen die Trennung geeifert, weil durch sie der Einfluß des Staates auf die Kirche geschmälert würde und sie nicht mehr so einfach mit Füßen getreten werden könnte; übrigens gedenkt man im radikalen Rechtsstaate die Kirche so umzuändern, daß sie als eine Art von innerer Polizei das Neuheidentum propagieren und stützen könnte.

Darum ist auch die Stellungnahme der Pfarrer, die es gut mit dem Volke meinen, eindeutig gegeben, obschon sie vorläufig immer schwerer wird. Aber der Christ hat heute ganz einfach gegen den Strom, vor allem gegen die Flut unverschämter Verleumdungen anzuschwimmen. Wenn gerade der Pfarrerberuf jetzt ein trostloser Beruf zu sein scheint, so weiß der christliche Glaube, daß er auch beim Toben teuflischer Gewalten die Zukunft getrost Gott überlassen darf.

Grotesk kommunistische Formen nimmt der antichristliche Geist an auf dem Gebiet der Erziehung und der Schule. Lausige, zum Teil von auswärts hergezogene Schulmeister schwadronieren davon, der Staat werde künftig die Kinder übernehmen, um die rechte Gleichheit durch Zentralisierung der Erziehung herzustellen. Wenn das einmal erreicht sei, dann falle auch die Obrigkeit dahin, und die unnötigen Regenten, die den aufgeklärten Lehrern immer noch im Wege stünden, fielen weg. Natürlich gibt es dann auch keine die Menschen verdummenden und in Angst vor dem Teufel darniederhaltenden Pfaffen mehr.

So spekulieren Sekundar- und andere Lehrer. Hunghans denkt begreiflich an die bäuerlichen Interessen, an die Abschaffung von Bodenzinsen und Zehnten und an die Übernahme der Armenlasten und der Knechtenlöhne durch den Staat. Für solche in einer Versammlung in der «hintern Tugend» gestellten Forderungen erntet er aber auch bei seinen Standesgenossen das Lob, er meine es noch am besten mit dem Volke.

Eine düstere Stimmung, die Sorge, man gehe der letzten Entscheidung zwischen Christ und Antichrist entgegen, ja dieses endzeitliche Ringen sei bereits im Gange, bedrückt viele unter dem gläubigen Volke. Lisi fragt Benz, «ob man denn diese machen lasse, sollen wir uns so um den Glauben bringen lassen?» «Das ist ja schrecklich, ist das der Antichrist, der kommen soll, und müssen wir dann alle wieder Heiden werden, wir und unsere Kinder als Gottesleugner sterben?» Benz tröstet sie freilich, aber nicht ohne zu bekennen, daß die Heimsuchung nötig sei, weil man sich lange Zeit des Glaubens schämte, als jeder Christ als Stünder, Frömmeler und Pietist verdächtigt wurde. Wenn Lisi trotzdem die trostlose Zukunft vor sich sieht, da «die Religion ausgerottet wird ganz und gar, und wenn auch nicht in zehn, so doch in fünfzig oder längst in hundert Jahren», dann bleibt Benz nüchterner: Vorläufig meinten die Betroffenen, «es gehe nur um Zehnten und Bodenzinse, und d'Sach sei

allfällig auch politisch, und um kein Lieb ließen sie sich einreden, daß dies die Religion auch etwas angehe», darum eben müßten sie aufeinander acht haben und «einander mahnen und trösten, es werde einstweilen so sein müssen, bis es besser komme».

So darf der kritische Leser stets wieder vermuten, der leidenschaftlich zornige Ankläger, der (nach Lindts zitiertem Worte) aus seinem Tintenfaß die stärksten Waffen holt, möchte sich doch nicht einfach identifizieren mit den teils ängstlichen, teils hemmungslos heftigen Klagen, die er seinen Lieblingen in den Mund legt, und er distanzieren sich doch von ihnen in verantwortbarer christlicher Nüchternheit.

Natürlich erwägt er auch den nivellierenden Einwand von Geschichtskundigen, «solche Unglückliche und Unglücksmacher» habe es immer gegeben; er entgegnet freilich — und hier sieht er im ganzen richtig —: «...diese Art und Weise zur Religion zu machen, dadurch zum Dasein sie berechtigen, legitim zu machen, das war doch der Neuzeit vorbehalten.» Das ist die «Fleischesreligion», «der Naturdienst der Judenthumschule». So treibt diese «neue Religion» einer «Gleichmacherei... in selbstüchtiger Sinnlichkeit» entgegen, im Gegensatz zur «christlichen Gleichheit in der Liebe». Gotthelf faßt damit, ohne sie weiter zu nennen, die kommunistischen Anfänge der sozialdemokratischen Bewegung ins Auge; hier hat ihm die Entwicklung zum Weltkommunismus recht gegeben, wenn er es auch unterläßt, nach andern Gründen als nach dem Haß gegen die bisherige «christliche» Ordnung zu fragen.

Aber er unterläßt es nicht, seine in monotoner Heftigkeit erhobene Anklage des Zeitgeistes beständig durch Hinweise auf radikale schweizerische Politiker zu würzen. Wie der Zürcher Escher schon in der Vorrede als Haupt der Sekte genannt wird, so werden die Genfer Tourte, Alméras und Carteret wegen des Planes einer eidgenössischen Hochschule grimmig verspottet und gezüchtigt. So wird von den bernischen Führern der Radikalen nicht einfach gelogen, sondern «gestämpflet». So haben die ersten Leser des Romans im Regierer und im Präsidenten die mehr oder weniger zurechtgemachten Bilder von Zeitgenossen erkannt, und so versammeln sich auch die Garden von betrogenen Betrügern und Spitzbuben, «teils in einer Privatkaserne, welche vom Zar, dem Zimmermann den Namen trägt, teil in einer Staatskaserne, auf welcher ein Staatsmichel seine gestämpflete Flagge wehen läßt».

Noch eindrücklicher als solche gehässigen Namennennungen sind die wohlfundierten Anklagen wegen schlechter Rechtspflege, Leichtfertigkeit mit dem Eide vor Gericht, die Vorwürfe über unerledigte Prozesse und verschleppte Gerichtsurteile. Damit gibt Gotthelf dem beleidigten Rechtsgefühl des Volkes Ausdruck, das denn auch schon vor dem Erscheinen des Buches im Jahre 1850 den Großen Rat mehrheitlich konservativ bestellte. Dazu kommt die Anklage der gehäuften Unterschlagung öffentlicher Gelder, anvertrauter Güter von Witwen und Waisen,

die sich emporgekommene Mitläufer des Radikalismus zuschulden kommen ließen. Was sich der junge Hans in dieser Hinsicht leistet, um die Kosten für sein zügelloses Leben zu bestreiten, erinnerte Gotthelfs erste Leser an Dutzende von Fällen, die das Vertrauen des Volkes erschöpften.

Das Erscheinen von «Zeitgeist und Bernergeist» war insofern etwas verspätet, als die Konservativen bereits in den Maiwahlen 1850 den Sieg errungen hatten. Verspätet schlachtet Gotthelf aber auch den Zellerhandel aus, und zwar so, daß unser politisierender Schriftsteller hier gerade von fragwürdiger Demagogie nicht freigesprochen werden kann. Bekanntlich ist unser Roman aus einer unveröffentlichten kleinen Erzählung über diesen Handel hervorgegangen. In ihr treten bereits die beiden Hauptgestalten Benz und Hans auf. Die selbst für Gotthelf ungewöhnlich heftige Tendenzschrift wurde auf Freundesrat zurückbehalten, aber das im Sande verlaufene bernische Gegenstück zum Zürcher Straußen-Handel wurde doch im Roman noch weidlich gegen die Radikalen ausgewertet, und zwar vorwiegend in Gesprächen unter Frauen. Lisi erzählt im Bade, wo sie die vergeblich zur Kur weilende Freundin Gritli besucht, von einem, den die Regierung kommen lasse und der nun «die, wo Pfarrer oder Schulmeister werden wollen, auf das Heidentum brichte, statt auf das Christentum». Über den «Professor, der kommen müsse, um dem Christentum abzuhelfen», gibt es beim Mittagessen Feuer zwischen den Weibern, wobei eine radikale Frau Amtsschreiberin, die die Regierung verteidigt, nicht eben eine gute Figur macht. Benz, der am Gespräch teilnimmt, weiß, daß die Regierung behauptet, sie wolle «der rechten Religion erst recht auf die Beine helfen. Beweisen könne man nichts»; aber es sei doch deutlich, daß man vom Christentum nichts mehr wolle. —

Auf der Heimreise vom Bade redet Lisi in der Rolle einer Stauffacherin ihrem Benz zu, mit aller Kraft dem Teufel und Seelenmörder zu wehren. — In holder Eintracht wird nachher in einer Wirtschaft, in der die beiden zu einer Taufgesellschaft geraten, über den Professor gejammert und geschumpfen, «den die Regierung angestellt hat, um die Geistlichkeiten auf den Unglauben zu dressieren». Allein während diesen um den Glauben besorgten Leuten an vielen Zeichen, namentlich an versoffenen und lästernden Studenten und an Schulmeistern deutlich geworden ist, was man in Bern im Sinne habe, gibt es seltsamerweise noch Pfarrer, die, darüber lachend, fragen, «ob man ihnen diesen Bölimann auch gemacht habe?». Diese Tischrunde versteht den Gleichmut eines Pfarrers nicht, der bloß meint, es sei gut, daß man jetzt wisse, was in Bern «Trumpf sei»; über so ein Professorchen möge man doch nicht aus der Haut geraten, sondern ein andermal rechtzeitig merken, «was das für Leute seien, welche zu ihnen kämen wie der Teufel zur Eva im Paradies». Es ist sicher auch eine von den vielen Stellen des Romans, die Gottfried Keller übel in die Nase gestochen haben, wenn sich die Wirtin am Ende des Gespräches über den ungläubigen Zeller zum Kinde beugt, das am

Vormittag getauft wurde: «Nein, dir sollen sie (dein bestes Erbeteil) nicht stehlen, du arms Tröpfli, und wenn die bösen Lüt noch hundert Professoren uns auf den Hals reisen würden und die Schulmeister alle-samt.»

Gotthelf hat kaum ein Werk Zellers gelesen, sicher hat er sich mit ihm nicht ernsthaft auseinandergesetzt, und gewiß hat er den gelehrten Mann nicht persönlich gekannt. Zeller, der schon ein halbes Jahr nach seinem Amtsantritt das ungastliche Bern verließ und einem Ruf nach Marburg folgte, hat als gefeierter und gediegener Gelehrter bis zu seinem Ende in Heidelberg bewiesen, wie wenig ihn die eigentlich schäbige Behandlung durch Gotthelf traf.

Solche Auseinandersetzungen beherrschen zuweilen durch ganze Kapitel hinweg die Szene des Romans. Das immer neu einsetzende Donnern und Blitzen machte ihn auch für Bewunderer Gotthelfs beinahe ungenießbar und ließ andere Töne voller Schönheit und ergreifender Tragik überhören. Denn in der Geschichte der beiden Höfe bewährt Gotthelf doch seine gefestigte Meisterschaft.

Für Gotthelf war der Radikalismus die zeitgemäße Erscheinung des Bösen, und um so mehr fällt alles freundliche Licht auf die Gegenpartei. Man wird heute an dieser einseitigen Parteilichkeit noch weniger festhalten können, als sie damals als gerecht empfunden wurde. Blösch, der Führer der Konservativen, sah sich auch schon im Jahre 1854 zur Fusion gezwungen, und 1858 zogen die Radikalen, die doch inzwischen etwas gelernt hatten und einigermaßen dem revolutionären Flegelalter entwachsen waren, als feste Mehrheit zurück in den Großen Rat.

Schließlich belegt das Gesamtwerk Gotthelfs weithin die These Kellers, daß Wesentliches von dem, wofür der Berner den «Zeitgeist» verantwortlich machte, doch einem alten, ursprünglichen «Bernergeist» entspringt. Dennoch darf mit Gotthelf auch gesagt werden, daß in den kampferfüllten vierziger Jahren gefährliche und antichristliche Naturtriebe, wie sie mit jedem Geschlechte neu geboren werden, auf weiter Front so etwas wie eine «wissenschaftliche» Legitimation erhielten. Zum Erschrecken vieler Ernstgesinnten wurde eine zügellose Oberflächlichkeit sozusagen mit gutem Gewissen ausgelebt. Das war die böse Schuld des «Zeitgeistes», daß sein aufklärerischer Optimismus und sein jugendlicher Drang nach neuen Zielen und Ordnungen von zu viel karriere-machendem Lumpenvolk und durch gemeine Flegeleien aller Art entstellt und belastet wurden. Gotthelf war in solchen Dingen nicht der Mann klugen und verstehenden Abwägens. Wäre er es gewesen, so wäre er nicht Gotthelf geworden. Daß er immer aufs Ganze ging, gehört als kräftiger Zug hinein in sein Bild. Doch wie ganz er war, so erweist sich gerade hier seine Menschlichkeit, und wir sind um seine bleibende Sendung und um die ihm gehörige Anerkennung der Größe nicht besorgt, wenn wir auch seine Grenzen sehen.

Seit Keller sich kritisch über Gotthelf äußerte, hat er sich vielfältig gewandelt. Er wurde im Alter herb und einsam. Beim ersten Hören ist Hunzikers Urteil, er habe sich im «Martin Salander» in mancher Hinsicht Gotthelfs «Zeitgeist und Bernergeist» angenähert, sogar bestehend. Eine nähere Prüfung aber zeigt, daß dieses Alterswerk in seinen entscheidenden Zügen die Wege weiter verfolgt, die der Dichter im «Grünen Heinrich» und auf der Höhe seiner Mannesjahre beschritt.

Aber «Martin Salander» ist ein Alterswerk.

Keller schreibt einmal über «die Reichsunmittelbarkeit» des Dichters. Er versteht darunter das Recht, sich in einer Welt der Träume zu bewegen und sich nicht zu sehr durch die bittere Wirklichkeit in der Hingabe an das stören zu lassen, was Sehnsucht und Phantasie schauen und im Wort gestalten wollen. Diese «Reichsunmittelbarkeit» entbindet freilich den Dichter nicht von der Pflicht, seine Gestalten wahr, geschlossen und immer noch glaubwürdig zu schildern. Allein er beansprucht das Recht, Vorgänge zu erzählen, die in Wirklichkeit so nicht geschehen können, wie etwa das Experimentieren des Naturforschers Reinhard im «Sinngedicht» mit dem Logauschen Spruche. Wo nun der wirkliche Dichter über eine schöne innere Traumwelt verfügt und sie zu gestalten weiß, beschenkt er uns mit Gaben, die mehr sind als trügerischer Schein und die durch ihre Schönheit ihren Wert in sich tragen.

Diese dichterische Kraft ist auch im «Martin Salander» noch am Werk. Schritt auf Schritt begegnen wir Personen und Ereignissen echt Kellerischer Erfindung und Prägung.

Allein, aufs Ganze gesehen ist «Martin Salander» eine energische Abrechnung mit der beginnenden «Gründerzeit» und ein aus echter Besorgnis entstandenes Mahnwort über die Gefahren, die das Vaterland bedrohen, an dessen demokratischem Aufbau der Dichter schon sehr früh Anteil genommen hat. Der ihm bisher eigene Optimismus erscheint gebrochen. Wenn Keller auch von jeher ein geschworener Feind alles Unechten und jeder bloßen Phrase war, so gewahrt er nun die gefährliche Bodenlosigkeit manchen Gebahrens, über das er einst lächelnd hinweg sah. Als Staatsschreiber von Zürich durchlief er eine Schule der Wirklichkeit besonderer Art. Er ist in vielem desillusioniert, und die stürmische Entwicklung, die er in seiner Vaterstadt miterlebt, täuscht den Blick nicht über innere Schäden, die das Ganze bedrohen.

Keller fühlt sich darum gedrängt, nicht nur «den Kropf zu leeren», sondern seiner Zeit in einem Spiegel ihr eigenes Gesicht zu zeigen, hoffend, daß er damit einen Beitrag zur Selbstbesinnung der Demokratie geben könne. Er stellt sich dabei weder in die Positur eines Rufers in der Wüste, noch sonst eines Propheten. Er will erzählen, wie es ist. Darum rückt er beinahe wie Gotthelf eine Reihe von Ereignissen, die die Öffent-

lichkeit beschäftigen, aber über die man wieder hinwegging, und die man zu wenig als Symptome eines gefährlichen Allgemeinzustandes ansah, ernsthaft ins Licht. Dazu berechtigt ihn die Aufrichtigkeit, mit welcher er auch manches der Kritik unterwirft, das er einst an sich und andern dichterisch verklärte.

Wie Gotthelf, so baut auch Keller in seinen Zeitspiegel eine Reihe von Skandalen ein, die deutlich als «Fälle» seiner Gegenwart erkennbar bleiben. Es genügt, auf Baechtolds Ausführungen in der Kellerbiographie über die Entstehung des Romans hinzuweisen. Die Brüder Isidor und Julian Weidlich finden ihre Urbilder in einem liberalen und einem demokratischen Notar, die sich beide schwerer Unterschlagungen schuldig machten; der eine wurde in Rio durch Vermittlung der portugiesischen Gesandtschaft heimbefördert. Es fehlte auch nicht ein genaues Verzeichnis der Verfehlungen, das die Untersuchung erleichterte. Das Schwurgericht verurteilte 1881 die beiden Notare zu hohen Strafen von 12 und 13 Jahren Zuchthaus. Im selben Jahre begegnen wir in Zürich auch dem kleinern Schelm, der als «untergeordneter Deliktschmarotzer» zu vier Jahren verurteilt wurde. Keller verwertet in beinahe trockener Aufzählung weiter eine ganze Serie von Unterschlagungen, Kassierflucht, Beamtenbestechung, Schädigung durch blinde Habsucht, Skandale wegen Börsenspiels kleiner «Erwerbsbeflissener». Sogar der drollige Aktienchef, der seine Mappe «mit jedem wünschbaren Nachweis» auf den grünen Tisch zu legen pflegte, die bloß eine Aufzählung seiner Betrügereien enthielt, ist nach Baechtolds Bericht nicht einfach von Keller erfunden worden.

Was Keller über die unabreißbare Kette von Korruptionsfällen sagt, könnte Gotthelf geschrieben haben: «Wer kann heutzutage behaupten, er sei vor dem allgemeinen Übel sicher? Es ist wie die Reblaus und Cholera! Wenn euch einer schief ansieht, so dürft ihr ihm sagen, er solle nach Hause gehen und nachschauen, ob's nicht schon dort sei!» (Vielleicht zwar ist die Reblaus spezifisch Kellerisch — und es sei nicht unterdrückt, daß — zwar liebte auch Gotthelf einen guten Tropfen — auf den 400 Seiten der Salandrischen Welt 26mal ein Früh- oder Spätschoppen usw. getrunken wird oder der Leser zu einer festlichen Gesellschaft geführt wird, die zumeist kräftig den Durst löscht! Bei Gotthelf saufen beinahe nur die Radikalen.)

Im «Martin Salander» fehlt jedoch nicht das ergreifende Beispiel des braven Beamten, der zwar durch eine eitle, dumme Frau und entartete Söhne im privaten Haushalt den Ruin erfährt und dabei persönlich Schaden leidet, indem er dem Trinken verfällt; aber er weiß seine Beamtenlehre unter entschlossener Aufgabe seiner Stellung zu wahren, bevor die Seinen sich an anvertrautem Gelde vergreifen. «Wenn der Haltlose noch am wahren Bürgersinn sich aufrichten und die Achtung vor sich selber retten kann, ist das Gemeinwesen nicht im Niedergang.»

Unter allen Hochstapeleien ist die «Gesinnungsverwertung», wie sie die beiden Brüder Weidelich betreiben, besonders verwerflich. In der gespenstisch anmutenden Parodie beim Hochzeitsfest der Salandertöchter wird sie fastnachtsmäßig verspottet, während das Auswürfeln der beiden Gesinnungslumpen über ihre künftige Parteizugehörigkeit bubenhaft anmutet. — Gewiß liegen Erfahrungen des gewesenen Staatsschreibers vor, wenn Salander von der betrüblichen Beobachtung beschlichen wird, «das Personal der politischen Ober-, Mittel- und Unterstreber» sei gegen früher «im ganzen ein klein wenig gesunken». Jedenfalls betrachtete der aufmerksame Ratsschreiber auch wichtigtuerische Großratsgesellen, die Geschäftigkeit vortäuschen, wenn sie verspätet zur Sitzung erscheinen; sich hinausrufen lassen, um aufzufallen; ihr Schwatzen und das Zeitungslesen hie und da mit wichtigtuerischen Mienen unterbrechen, indem sie einen Augenblick auf den Redner im Saale hinhören; das den Volksvertretern zur Verfügung gestellte Papier am Schreibtisch des Verhandlungssaales benutzen, als ob sie Gott weiß was für Staatsangelegenheiten notierten, während sie bloß Bratwürste bestellen; aber auch diesen Brief durch den Ratsweibel zur Post befördern lassen. Keller weiß auch, daß das laute Pochen auf vaterländisch-demokratische Gesinnung nicht Gewähr bietet, daß der Redner kein Hohlkopf und Schwätzer ist; im Vorwurf der «Muckerei und Reaktion», der gegen Martin Salander einmal erhoben wird, liegt auch nur eine zeitgemäße Variante von Pharisäertum vor.

Schon immer zwar hat der freisinnige Parteimann Keller ein Auge gehabt für nicht ganz sachgemäße Ausbrüche vaterländischer Begeisterung. Aber mit wie verstehender Liebenswürdigkeit schilderte er im «Fähnlein» die sieben senkrechten Kracher, die auf Höhepunkten ihrer Begeisterung fürs Vaterland sogar in einer etwas nebulösen Theologie einig werden! In der Gestalt des Titelhelden zeichnet er nun einen immer achtungswerten freisinnigen Republikaner, dessen schöne Illusionen mit der harten Wirklichkeit zusammenstoßen und der von manchen Schlägen des Geschicks erzogen wird. Dieser Idealist des öffentlichen Lebens unterliegt manchen Täuschungen, er begeht sogar Fehler, derer er sich nachträglich bitter schämt, wie etwa die Veranstaltung des demokratischen Volksfestes bei der Verheiratung seiner Töchter. Weil aber Salanders «Idealismus» aufrichtig ist, und weil er auch in seinen verwegenen Spekulationen redlich der Heimat dienen will, kommt es nie zu einer wirklichen Katastrophe. Rührend in ihrer leisen Pedanterie ist die Art, wie er sich auf den Eintritt ins öffentliche Leben vorbereitet. Vorbildlich wahrt er die Würde eines Volksvertreters, und es ehrt ihn, wenn er sich als unkirchlicher Mann dem Geschäftsgang durch Teilnahme am Gebet bei der Eröffnungssitzung fügt. Er nutzt jede Möglichkeit, sich über die Staatsgeschäfte zu orientieren, bevor er sich im Rate durch unnötiges Fragen bemerkbar macht. In derartigen Zügen hören wir immer wieder

Wünsche des einstigen Protokollführers Keller im Rate, der gewiß während seiner Amtszeit viel unnötiges Geschwätz mitanhören mußte.

Martin Salander war einst Sekundarlehrer. Darum vermittelt er seinen Kindern weitsichtig eine gediegene Schulbildung, aber er zeigt auch als Politiker ein warmes Interesse für Erziehungs- und Bildungsfragen. Zuweilen grenzen seine Pläne ans Phantastische, aber dann öffnet ihm seine verständige Frau den Blick für das Utopische daran. Er ist nicht immer kritisch genug, an den «rastlos auftauchenden Schrullen» pädagogischer und schulischer Art das Übertriebene zu erkennen; hingegen müht er sich, sie zu «annehmbaren Gebilden auszugestalten». Doch auch so bedarf er der lebenswürdigen Zurechtweisung seiner Gattin, die den Volksbeglückter ja nur vor Enttäuschung mit phantastischen Plänen bewahren will.

So bleibt Kellers Verhältnis zur Schule trotz seinem eigenen «verpfuschten Bildungsgang» ein wesentlich anderes als das Gotthelfs, der im «Zeitgeist» die aufbauende Liebe zu den noch immer in den Anfängen steckenden Schulen verloren zu haben scheint.

Beide treffen sich freilich in der Überzeugung von der ausschlaggebenden Wichtigkeit häuslicher Erziehung. Was Keller ganz zuletzt über Erziehung und Schule denkt, das läßt er in schlichter Weise den Vorsitzenden der Gerichtsverhandlungen über die beiden Notare durch den Hinweis auf Pestalozzis «Lienhard und Gertrud» aussprechen.

Mit den Interessen für das Erziehungswesen hängt das andere zusammen, daß Martin Salander aufmerksam die Entwicklung zum Wohlfahrtsstaat beobachtet. Vater und Sohn Salander sehen mit einiger Besorgnis, freilich ohne deswegen in eine Proteststimmung zu geraten, der steigenden Steuerbelastung entgegen. Bereits Marie Salander hat sich zum gleichen Thema geäußert: Es sei «der reine Ringelreihen» in der Volkswirtschaft, wenn Gemeinden ihre Lasten dem Kanton übertragen und die Kantone ihre Aufgaben nur mit Bundeshilfe zu lösen imstande seien. Wenn nun zwischen Vater und Sohn erwogen wird, daß die Zeit kommen werde, in der «die Postulate der Notwendigkeit so dicht folgen werden, daß wir noch froh sind, gute Schuhe zu haben», regt sich im alternden Martin wieder der jugendliche Idealismus: Er will mit Arnold geloben, Land und Volk nie zu verlassen, «es mag beschließen, was es will». Hier aber bringt der Sohn die «reservatio mentalis» an: Vorbehalten bleibt «eine völlige ‚Entartung‘ des Volkes».

Der alternde Keller ist über eine solche Möglichkeit beunruhigt.

Bereits bei der ersten Rückkehr aus der Fremde in die lang entbehrte Heimat erfährt Martin Salander Enttäuschung über Enttäuschung, weil er beobachtet, wie die alte Einfachheit verdrängt wird durch verlogenes Scheinwesen. Ihn erschreckt die anschwellende Spekulationswut der Gründerzeit, der so vieles geopfert wird, was der Erhaltung wert wäre. Keller erweist sich als früher Heimatschützer: Er ist entsetzt über das

rücksichtslose Abholzen ehrwürdiger Baumbestände; er hat ein Auge für die Erzeugnisse eines soliden Handwerks. Wie die Seelenlosigkeit der beiden Notare sich in der Verschandelung ihrer Landsitze erweist, so wird der Betrüger Wohlwend damit charakterisiert, daß er an einem billigen Mahagonischreibtischchen sitzt und entzückt ist über eine Kommode aus Tannenholz, die von einem Anstreicher als ein Stück aus Nußbaum vorgetäuscht wird. Daß Frau Weidelich «Mamma» und nicht «Mutter» heißen will und in ihrem Hause das Wort «Bauer» verdrängt wird durch den modischen «Landwirt», offenbart nicht bloß einen bedauerlichen Sprachzerfall, sondern einen Mangel an gesundem Empfinden und Gefühl für Rechtschaffenheit. Mit solchen Symptomen wird die Entwicklung der Söhne aus dem Hause Weidelich schon eingangs vorbereitet.

Baechtold weist darauf hin, welchen Bruch es bei Keller bedeutet, wenn der einst so festfreudige mit strengem Ernst das vergnügungssüchtige Festefeiern ganze Sommer hindurch als Zeichen der Verwilderung und zunehmenden Verrohung anprangert. «Wenn man sich der Klagen über schlechte Zeiten und stets wachsende Volksnot erinnerte, so begriff auch der Einheimische nicht recht, wo sie alle das Geld hernahmen, das sie verjubelten», überlegt Salander, der sich unter festlichem Volke einst so wohl fühlte und nun zusehen muß, wie ein mit Bändern und Festabzeichen dekoriertes Mann von der Polizei aus dem lärmigen Betrieb weggeführt wird.

Es ist, als ob der gealterte Keller in der Gestalt des tüchtigen und gereiften Martin Salander Abrechnung hielte mit seinen einstigen Illusionen über die «sündenreine Freude in Vaterlandes Saus und Brause». In solcher Kritik herrscht Übereinstimmung zwischen Gotthelf und Keller: Lautes Großtun, sonntägliche Lumperei, die sich über die Wochentage hinwegzieht, hemmungslose Vergnügungssucht können ein Volk ruinieren. Die Verwahrlosung ist bereits in vollem Gange. Das Vertrauen in das gesunde und einfache Volk zeigt Risse.

Doch das genügt nicht, Keller und Gotthelf einander an die Seite zu stellen. Es liegen nicht nur Temperamentsunterschiede vor.

Gotthelf hat das Vertrauen in die menschliche Rechtsprechung vollständig verloren. Anders beim Zürcher. Wohlwend entgeht der gerichtlichen Bestrafung nur darum, weil es Salander widerstrebt, den Kameraden seiner Jugend dem Richter zu übergeben; aber er fällt der sittlichen Verachtung anheim und verliert in Münsterburg vollkommen seine selbstsichere Haltung. Aber andere, wie vor allem die beiden Notare, geraten «ins eiserne Uhrwerk der Gerechtigkeit» und müssen (für unsere heutige Zeit ungewohnt) schwere Freiheitsstrafen auf sich nehmen.

Keller schrieb ein freisinniges Gegenstück zu Gotthelfs religiös-kirchlicher Parteischrift. Während der Radikalismus beschuldigt wird, den sittlichen Zerfall durch das System zu fördern, sieht Keller in den

Zerfallserscheinungen Folgen allgemein menschlicher Schwächen, die in der Scheinblüte der Gründerjahre freilich einen mastigen Nährboden finden.

Keller rettet doch auch ins Alter das Vertrauen auf die gesunde Jugend, wie sie in Arnold Salander und seinen Freunden dargestellt wird, und er läßt wohl nicht nur aus äußern Gründen den Plan fallen, seinen Roman mit der Schilderung einer Katastrophe zu beschließen. Die Dinge werden weitergehen, auch wenn die Zukunft vor neue Aufgaben stellt. Dafür bieten die herangewachsenen Söhne den Vätern und Müttern Gewähr. Bei der frohen Zusammenkunft der Jungen im Hause Salanders wird «nicht ein unfreisinniges Wort, nicht ein Wort, welches auf Mißachtung des Volkes hätte schließen lassen» vernommen, wenn auch etwa ein derber Ausdruck fiel über «Sykophanten» in Räten und in der Presse, denen sie aber voraussagten, ihr Lohn werde ihnen nicht entgehen.

Zu solchem Festhalten an freisinnigen Grundsätzen und an der Vaterlandsliebe, die mehr ist als eitle Selbstbewunderung, gehört die Bereitschaft, sich nach jedem Fall mit sich selber auseinanderzusetzen und sich zu seinem Gewissen zu bekennen. Martin Salander hat lebenslang mit seinem Schifflin böse Klippen umfahren, und er wird auch weiterhin stets «gefälschte Ware über Bord werfen» müssen. So wird auch das Volksganze nie zur Ruhe kommen und bloß dann weitergedeihen, wenn das öffentliche Gewissen wach bleibt. Dabei gilt es, auch auf sogenannte Kleinigkeiten zu achten. Die ebenso kluge wie gütige Marie Salander sagt sogar nach Anhören eines falsch gesungenen Liedes: «Mich dünkt, wer in einer Sache pfuscht, gewöhnt es sich auch in allen andern an.» Daß wir gegen uns ebenso aufrichtig und streng sind, wie wir gegen andere den Anstand zu wahren haben, das ist auch in Gefährdung, Irrtum und Schuld der Anfang zur Rettung.

Das Entscheidende aber, was uns hindert, Keller in gleicher Front zu sehen wie Gotthelf, ist beider Einstellung zur Kirche und zum offiziellen Christentum.

Das ist Gotthelfs Anliegen, und Keller setzte sich damit lebenslang auseinander.

Man darf Keller nicht Frömmigkeit absprechen. Aber es handelt sich um eine unkirchliche Weltfrömmigkeit, an der er bei allem Respekt vor geschichtlicher christlicher Überlieferung auch im Alter festhält.

In seiner Frühzeit hat er mit Gotthelfs kirchlicher Frömmigkeit abgerechnet und namentlich die These bestritten, der Radikalismus sei als System verantwortlich zu machen für alle Flecken am Leibe des Bernervolkes. Wenn er nun zum letzten Male in «Martin Salander» zur Kirche Stellung bezieht, so geschieht das sozusagen nur in Karikaturen und gegenüber offensichtlichen Fehlentwicklungen von Vertretern des Christentums.

Martin Salander und die Seinen sind zwar nicht antikirchlich, aber

«unkirchlich». Dabei ist es für ihn Anstands- und Gewissenspflicht, sich an Brauch und Ordnung zu halten, wie etwa das Gebet zur Eröffnung der Ratsverhandlungen. — Martin Salander denkt wohl schon darum nicht daran, bei der Trauung seiner Töchter die Kirche zu umgehen, weil eine zivilstandsamtliche Trauung in der Zeit, da die Geschichte spielt, eben noch nicht eingeführt zu sein scheint, ganz abgesehen von der Rücksicht, die auf das Haus Weidelich zu nehmen ist und vom Wunsch der beiden Töchter, als Bräute nicht in einfachen Sonntagskleidern aufzutreten. Aber das Hochzeitsfest wird doch als rechtes Volksfest aufgezogen, und dazu gehört zunächst ein «demokratischer Pfarrer». Nun wird allerdings dieses Fest weithin zu einer unbefriedigenden Farce, obschon man weit im Lande herum davon rühmend spricht; zum Mißlingen trägt zunächst der oberflächliche und eitle pfarrherrliche Redner bei. Martin Salander erlebt die verdiente Ernüchterung. Ihn widern die geschmacklosen und zudringlichen persönlichen Lobhudeleien des Pfarrers ebenso an wie seine Frau Marie, die allerdings kaum etwas anderes erwartet hat.

Der Pfarrer, der am Schlusse am Sarg von Frau Weidelich zu amtieren hat, zeigt immerhin so viel Takt, daß er die Gelegenheit zu einer Standrede wegen des innerlich gebrochenen armen Weidelich nicht nutzt. Aber er macht in seiner Herzlosigkeit gegen den Witwer keinen guten Eindruck. Den Trost, der dem einsamen Alten gegeben werden kann, spendet in selbstloser Weise der Vater der in Scheidung begriffenen Schwiegertöchter, der unkirchliche Salander.

Groteske Karikatur gerade in ihrer Kirchlichkeit ist Frau Weidelich. Es ist ein Beweis für Kellers Menschlichkeit, wenn diese eitle und für das Mißbraten ihrer beiden Sprößlinge am meisten verantwortliche Frau doch in zunehmendem Maße unser Mitgefühl erwirbt, auch wenn bei ihr die animalischen Mutterinstinkte bis zuletzt vorherrschen. Diese einfältige Eitle ist eine fleißige Kirchgängerin, auf sie macht die leere Schönrederei des modernen Geistlichen auch den von ihm gewünschten Eindruck. Von seiner schwammigen Theologie versteht sie allerdings (begreiflicherweise) kaum viel mehr, als daß der liebe Gott keine müden Beine kriegt, wie sie, die sich tagein, tagaus für ihre Herren Söhne abmüht. Beim Zusammenbruch aller ihrer großen Lebensarbeit findet sie bloß den magern Trost, wenigstens merke es der liebe Gott nicht, da er ja die Familie Weidelich persönlich nicht kenne, wie der große Kanzelredner sage. «Es ist ein Glück, daß er uns also nicht nach unsern Kindern fragen kann; denn er hat keinen Hochschein davon, wie unsere lustigen Söhne zu sagen liebten, wenn einer etwas nicht kannte.»

In der Reihe von Entartungserscheinungen religiösen Lebens steht Louis Wohlwend, der böse Geist Martin Salanders obenan. Geschickt verbirgt er durch unverlegene Dreistigkeit seine intellektuellen und sittlichen Mängel; aber in der dauernden Bedrohung Salanders und in sei-

nem flüchtig aufblitzenden bösen Blick zeigt er auch dämonische Züge. Im Unterschied zum aufrichtigen Idealisten Salander, der durch harte Lebenserfahrung auf festen Boden gestellt wird und bis zuletzt beschämt wird in seinen pedantischen Versuchen, sich in «höhere Regionen» zu erheben, stellt Wohlwend den lügenhaften «Idealisten» vor. Er lügt aber so, daß er selber an seine Verlogenheiten zu glauben scheint.

Dieser «Zug zu den höhern Idealen» bei Wohlwend zeigt sich beim Krebs- und Fischfang, in seinen läppischen heraldischen Interessen, in allerhand kitschigen «wissenschaftlichen» und «volkserzieherischen» Bemühungen. Wie er einst seinen Jugendfreund mit Schillers «Bürgerschaft» geärgert, aber doch schließlich hereingelegt hat, so nutzt er dauernd «das Höhere», um auf Kosten anderer etwas zu ergaunern.

Zum «Idealen» gehört natürlich «das Religiöse», das in solchen Fällen unfaßbar nebulos wird.

Wie im «Grünen Heinrich» der Versuch der Mutter Lee, den Sohn zum Tischgebet zu zwingen, zu Unerfreulichkeiten führt, so daß die Mutter bald verzichtet, so gibt das Tischgebet in der Familie Wohlwend Anlaß zu Peinlichkeiten für den eingeladenen Salander. Wohlwend, der sich übrigens jetzt Volvend schreibt, rechtfertigt nun die Einführung des Brauches auf sehr bezeichnende Weise: «Du weißt, ich war nie ein Kopfhänger, nie ein Frömmeler und gedenke es nie zu werden.» Aber er sei so geführt worden, daß er gelernt habe, «wieder nach den alten Idealen der Menschheit auszuschaun», um wenigstens für die Kinder etwas zu retten, an das sie sich halten könnten. — Natürlich gedenkt Wohlwend, seine Söhne studieren zu lassen, und zwar Theologie, da sie für ein anderes Studium «nicht so recht intelligent genug» seien. Dem Einwand, daß dies «heutzutage gerade das Schwierigste» sei, weil es «die entgegengesetztesten Fähigkeiten» erheische, begegnet er mit Augenzwinkern und mit der faden Antwort: «Nicht so sehr, wie du meinst!»

Denn der wendige Fuchs hat sich bereits daran gemacht, eine eigene religiöse Bewegung zu begründen und die Menschheit mit dem «Gottesstaat der Neuzeit» zu beglücken. Das hindert ihn nicht, seinen Versuch, Salander mit seiner schwachsinnigen Schwägerin hereinzulegen, fortzusetzen. Die «einfältige Religionsstifterei» dient ihm zur «Vermummung und zur Befriedigung seiner rohen Eitelkeit», mit der er sich zu allen Zeiten auch selber belog. Dabei ist es ihm vollkommen gleichgültig, welcher Gottesbegriff in diesem «Gottesstaat» gelten solle, ja, der idealistische Schwätzer wäre nicht einmal imstande, Unterschiede zu verstehen. Doch sucht er weltliche und geistliche Größen heim, nimmt Teil an allen möglichen Veranstaltungen, freilich ohne andern Erfolg, als daß er «bei ein paar Perpetuum-mobile-Erfindern und dergleichen» Anklang findet.

*Die bleibende Differenz zwischen Gotthelf und Keller
in ihrer Grundhaltung*

Diese Feststellungen erlauben es, darüber zu urteilen, mit welchem Recht von einer Annäherung Kellers an Gotthelf geredet werden kann.

Der am öffentlichen Leben von jeher Anteil nehmende und dem Volksganzen tief verbundene Gottfried Keller sah sich, durch das Treiben der Gründerzeit beunruhigt, verpflichtet, seinen kritischen und aufbauenden Beitrag als Mahner und Wegweiser zu leisten. Obschon die politischen Leidenschaften abgeklungen waren, begegnete er ähnlichen Schäden im Volksleben, wie Gotthelf eine Generation früher; aber sie traten nun aufs Ganze gesehen auf als Folge zunehmenden Wohlstandes und immer unbedenklicher werdenden «Erwerbsbeflissenheit». Doch ein Kapitel darüber, «wie die Aufklärung für Volksbelustigungen sorgt», hätte mutatis mutandis auch im «Martin Salander» Platz, und daß am laufenden Bande Vertrauensmißbräuche begangen wurden, weckte Kellers Entrüstung und Besorgnis so stark, wie einst Gotthelf darüber tief besorgt war.

Doch es genügt keinem der beiden, bloß eine Kampfschrift gegen Verwahrlosung und Unverantwortlichkeit zu verfassen. Beide gehen den tiefern Gründen des Verderbens nach und suchen den Geist zu stärken, von dem eine Gesundung zu erwarten ist. Für Gotthelf ist es der alte Bernergeist, der sich in der Kirche und im überlieferten Christentum manifestierte. Er führt darum den Kampf für den christlichen Glauben, dessen Bekenntnisformen von einem kulturkämpferischen neuen Aufklärungsschub resolut bestritten werden. Er streitet hier mit einer Leidenschaft, die zu keinen Konzessionen bereit ist, aufs Ganze geht und im drängenden Zeitgeist den Vernichter alles guten Lebens sieht.

Keller stund von Anfang an im radikalen Lager. Gotthelf würde ihn aber zu den «redlichen Radikalen, welche nicht zur Sekte gehören», zählen, deren Ansichten er zwar nicht teile, «aber ihnen doch Berechtigung einräume». Keller besitzt ein tiefes Gefühl für Menschenwürde, und er weiß, daß das Individuum sich nur in der Hingabe und im Dienst am Ganzen entfaltet und bewährt. Aber er fügt sich in keine geistige oder geistliche Uniform, die sein sittliches und intellektuelles Gewissen bevormunden will. Es gibt für ihn keine über dem persönlichen Gewissen stehende Instanz. In Irrtum, Schwäche und böser Schuld bleibt es jederzeit möglich, daß der Irrrende und Gefallene sich daran wieder aufrichtet. Hier wurzelt alle echte Originalität, die stets in freier Weise zur Gemeinschaft führt.

Gotthelf läßt Benz einmal fragen, er wisse nicht, warum Hans etwas anderes zu sein begehre, als eben der Bauer im Hunghafen. Keller würde dem kräftig beipflichten, doch entschieden beifügen, die Schuld Benzens liege nicht in der Abkehr von der Kirche, sondern im Überhören und in

der Abwendung von der Stimme seines Gewissens. So und nicht anders habe er aufgehört, der zu sein, der er sein und werden könne.

Gotthelf vollzieht die Scheidung der Geister sozusagen durch einen vertikalen Schnitt in der Gesellschaft: Hier Christentum, dort Radikalismus! Keller hingegen macht den Schnitt horizontal, so daß er jeden einzelnen trifft. Ob einer seine kirchlich-christliche Überzeugung beibehält oder ob er radikale, demokratische Gesinnung zur Schau trägt, das entscheidet nicht über seinen Wert. Die Vereinfachung ermöglicht es Gotthelf, bestimmte Grenzen zu ziehen, sie gibt ihm eine beneidenswerte Sicherheit in seiner kämpferischen Haltung. Keller muß zurückhaltender sein, weil er — wir wissen, daß dies Widerspruch weckt — in diesem Punkte tiefer von der Anfechtbarkeit jedes Menschen überzeugt ist und jedenfalls kein schützendes Partei-Lager anerkennt, auch nicht das kirchliche.

Zu Kellers Zeiten hatte sich der Freisinn sogar in der Kirche Heimatrecht erkämpft, und einer seiner Führer war Gotthelfs Sohn. Keller sah darin eine Halbheit. Wie er im «Verlorenen Lachen» den reformerischen Pfarrer von Schwanau als haltlosen Schwätzer dargestellt hat, so führt er auch in seinem Alterswerk mit Spott und einer ordentlichen Dosis von Verachtung die Polemik gegen oberflächliche Vertreter des Neuprotestantismus fort.

Das besagt keineswegs, daß ihm die alten Orthodoxen darum schon sympathischer sind. Im «Verlorenen Lachen» läßt er die freudlos gewordene Justine zu der alten Arbeiterin und ihrer Tochter gehen, die sie als Musterbilder menschlicher Frömmigkeit in Erinnerung hat und die den Frieden, den sie in einer für sie harten Welt bewahren, einer engen, seltsamen Sekte zuschreiben. Justine merkt aber im Gespräch mit den frommen Frauen, daß ihr Fürwahrhalten der «alten, harten und dünnen Geschichte» vom Sündenfall bis zum Jüngsten Gericht für sie ein bloßer Lehrgegenstand ist, aber keine «Gemüts- und Gefühlssache». «Es war eine wesenlose Welt für sich, . . . und sie selbst mit ihrem übrigen Wesen waren wieder eine andere Welt», eben die Welt wahrer Herzensfrömmigkeit.

Aus diesen Gründen bleibt Gotthelfs Position dem Zürcher so fremd wie 30 Jahre zuvor. Mit Ehrfurcht bedenkt er zwar, welchen Beitrag das Christentum in der Geschichte für die menschliche Entwicklung geleistet hat. Darum läßt er auch Martin Salander die Ansicht vertreten, Eltern seien nicht ermächtigt, den Kindern «die Stellung, welche die christliche Religion in der Weltgeschichte wie im Leben der Gegenwart einnimmt», zu unterschlagen. «Sie müssen wissen, was Religion selber von sich sagt, nicht was andere von ihr aussagen.»

Der Nachsatz ist ebenso problematisch, ja genau so unhaltbar wie die totalitären Ansprüche Gotthelfs. Es ist müßig darüber urteilen zu wollen, welches von beiden verkehrter und schädlicher ist.

Gotthelfs Größe liegt nicht in seiner politischen und kirchlichen Einseitigkeit, so wenig es richtig wäre, die zeitlich und durch persönliche Erfahrung bedingte Einstellung Kellers zum Christentum und zur Kirche als normativ zu erklären. In diesem Punkte stehen beide in Lagern, zwischen denen es keinen Frieden geben kann.

Aber es gibt ein Verstehen in der Sorge um das Land und in Verantwortung und Liebe um den immer von außen her versuchten und von innen her durch Trägheit oder Leidenschaften bedrohten Menschen. Darüber hinaus gibt es auch die Ehrfurcht vor eines jeden Mannes aufrichtigem Bekenntnis, mit dem er zu sich selber steht und so dem Kreise dienen will, für den er mitverantwortlich ist.

Dieser Maßstab führt zu dankbarer Ehrfurcht vor den beiden bis ins Alter grundverschiedenen Männern.

Wenn aber Gotthelf und seinem prophetischen Eifer zu Lebzeiten gerade auch wegen «Zeitgeist und Bernergeist» Ablehnung zuteil wurde, wofür Gottfried Keller ein eindrücklicher und scharfer Wortführer bleibt, so muß daran erinnert werden, daß auch Kellers Alterswerk in seinen Tagen (und bis heute vielfach) der begeisterte Beifall fehlte. Es wurde als Werk angesehen, das die bei seinem Verfasser gewohnte Höhe bei weitem nicht erreichte und dem der Glanz und die schöne Heiterkeit fehlte, die mit dem Namen Gottfried Keller verbunden war. Doch wird Conrad Ferdinand Meyer sicher gerade an «Martin Salander» gedacht haben, wenn er bekennt, Kellers Stellung zur Heimat habe der eines Schutzgeistes geglichen.

Bei unüberbrückbarem weltanschaulichem Gegensatz und gründlich verschiedenem Tenor bieten beide Alterswerke so viele jedem eigentümliche Schönheiten, daß die Beschäftigung gerade mit ihnen sich wieder und wieder lohnt. Und wer zu lesen versteht, wird von beiden her mit neu geschärftem Blick und mit gestärkter Kraft zum Dienst antreten, den die Stunde und die Welt fordern.